

Am oberen Teret feindliche Gegenangriffe abgewiesen — Tapfere Pioniere und Grenadiere — Radfahr-Kompanie stürmt bei Noworossisk

Von dem Kriegsberichter Wilhelm Dieckmann

Die wichtige Kreuzung wurde wieder in eigene Hand gebracht. Und gegen alle Wiederholten feindlichen Einnahmeversuche gehalten. Ein paar

Einer von Roosevelts Spionen in Nordafrika

gerüsteten Feind in einen besonders gut ausge-

Hauptverfasser: Hans Christian Meyer,
Verlag u. Druck: W. Girardet, Wuppertal-Eibersfeld.
Preisliste 2.

Wann
Donnerstag
Freitag, 1
Don
Aufgang v

Der Zufall als Retter

Alwin Dreßler

Der Zufall spielt im Leben fast jedes Menschen eine große Rolle. Wie überraschend er bisweilen wirkt, davon erzählen die folgenden kleinen Geschichten, die den Vorzug haben, wahr zu sein. Unbestritten ist jedenfalls die unübersehbare Mannigfaltigkeit des Zufalls im menschlichen Leben und die gewaltige Macht, die in seiner Hand ruht.

Eine seltsame Zufallsrettung erlebte im Weltkrieg der Obersteuermann des Luftschiffes „LZ 37“. Dieses wurde von einem feindlichen Flugzeug in Brand geschossen. Der Obersteuermann warf sich auf den Boden der Gondel, die mit ihm 1500 Meter abstürzte. Er erwachte im Krankenhaus; die Gondel hatte das Dach eines Nonnenklosters durchschlagen und war auf dem Dachboden liegengeblieben. Der Steuermann aber war herausgeschleudert worden und in ein dort stehendes Bett gefallen.

Eine Gesellschaft von mehreren Touristen, zu der ein junges Mädchen gehörte, wollte einst von Bern aus das Matterhorn besteigen. Man stand in der Frühe des Morgens auf der Terrasse des Hotels und wollte eben aufbrechen, als eine Biene das junge Mädchen in die Wangen stach. Das Gesicht schloß sich sofort und die Gesellschaft mußte auf die Teilnahme an der Besteigung verzichten. Es war ihr Glück. Denn alle anderen gerieten auf einem Neuschneegebiet ins Gleiten und stürzten tödlich ab.

Im Gebiet des Burgenlandes auf jugoslawischem Boden hat sich ein seltener Vorfall zugetragen. Das jüngste Söhnchen eines Bauern, der fünf Jahre alte Matthias Toplak, war spurlos verschwunden. Der Großvater hatte dem Kind einen Schlitten geschenkt, und er war damit zum Wald gegangen. Man begab sich sofort auf die Suche. Ein wüster Schneesturm aber hatte alle Spuren verwischt. Tag und Nacht wurden die Streifungen fortgesetzt. Endlich entdeckte der Hausherr eine Spur, die er bis zu einem fünf Kilometer vom Haus entfernt liegenden Dörfchen verfolgte. Als die Männer dorthin gelangten, suchten sie ein Kind von sechs Jahren auf. Aus dem Gestrüch, das bis zum Boden reichte, hörte man Weinen, und alsbald hatte man den vermißten Knaben entdeckt. Er lag in einer mit trockenem Gras und Tannennadeln gefüllten Vertiefung, erschöpft, aber vollkommen heil und ohne Erfrierungen. Er hatte sich verirrt und war in das Dörfchen geraten, wo er sich niederlegte. Nachts kamen die Rehe, legten sich ohne Scheu zu ihm und bewahrten ihn durch ihre Wärme vor dem Erfrieren. Er hatte sich länger als 48 Stunden bei fast 20 Grad Kälte im Wald ohne Nahrung befunden.

In Stockholm rettete ein Kirchlern dem Ingenieur Löwenthal das Leben. Derselbe ging an einem Zufallabend in einer Straße spazieren, rutschte aus, da er auf einen Kirchlern getreten hatte, und fiel hin. Ehe er sich noch erheben konnte, schlug wenige Schritte vor ihm in seiner Begleitung eine Feuerkugel aus dem Pflaster empor, ein donnernder Knall erklang und Pflastersteine samt einem eisernen Kanaldeckel flogen in die Luft. Wie die spätere Untersuchung ergab, hatte sich unter dem Fußsteig aus einer schadhaften Gasleitung Leuchtgas angesammelt, das durch einen Funken zur plötzlichen Entzündung und Explosion gebracht worden war. Ohne das Ausweichen über den Kirchlern wäre der Mann mit in die Luft geflogen.

Es war ein tragischer Zufall, als der siebzehnjährige Rentier Charles Müller aus Paris gerade Müller hieß und im Jahre 1906 zur selben Zeit in einem Hotel in Interlaken weilte wie die russische Terroristin Tatjana Leonjew, ein ehemaliges Mitglied der Petersburger Sozialisten. Zufällig besaß er auch eine gewisse Ähnlichkeit mit

dem russischen Minister Durnowo, der sich auf Auslandsreisen vielfach Müller nannte. Tatjana Leonjew glaubte deshalb, den Minister vor sich zu haben und schoß ihn kurzerhand nieder.

Auf den Feldern eines Dorfes in Telemarken waren in einem Spätsommer drei Knechte mit Mähen beschäftigt. Als sich ein schweres Gewitter entlud, brachen sie die Arbeit ab, um unter einer einsam stehenden Tanne, die nicht weit entfernt war, Schutz zu suchen. Schon waren sie in ihrer Nähe, als sich dem jüngsten Knecht ein Absatz vom Schutze löste. Um ihn völlig abzureißen, setzte er sich eine Weile an den Ast. Inzwischen hatten die beiden anderen die Tanne schon erreicht. Gerade wollte sich der Zurückgebliebene auf den Ast setzen, als ein Blitzstrahl in die Tanne fuhr und die beiden darunter stehenden Knechte tötete.

Die Geschichte der Zufälle zeigt, daß oft an sich belanglose Kleinigkeiten, in die sich der Zufall häuft, über ein ganzes Menschenleben entscheiden. — Zufall? Schicksal? Fügung? Wer kann das beantworten? Vielleicht mag der Zufall im Leben mit dem Schicksal des Menschen irgendwie in geheimer Weise miteinander verbunden sein. Wir wissen es nicht. Wir stellen nur die Tatsachen fest.

Kleine Geschichten um Goethe

Erzählt von Hans Bethge

Gut eingereicht

Als Goethe eines Tages in Karlsbad mit Herrn vom Stein, der ebenfalls die Kur gebraucht, spazieren ging, fing es an zu regnen. Stein trieb eilig nach Hause, aber Goethe kummerte sich nicht darum und suchte, geologisch interessiert wie er war, im Walde weiter nach kleinen Felsstücken. „Da Sie für Steine so begeistert sind“, sagte sein Begleiter in ärgerlichem Ton, „zu welcher Kategorie rechnen Sie mich eigentlich?“ „Zu den Kalksteinen“, erwiderte Goethe ruhig, „denn die brausen auf, wenn sie naß werden.“

Der hartnäckige Dichter

Es war an einem der literarischen Abende im Palais der Herzogin Anna Amalie zu Weimar. Einige der Anwesenden, darunter Goethe, standen plaudernd im Zimmer herum. Da erschien auch Herr von Stein, und als er nach einer Weile fand, daß es in dem Zimmer zu heiß war, öffnete er ein Fenster. Goethe schloß es leise. Der Herrzog öffnete es nach einer Weile von neuem. Goethe machte es vorsichtig wieder zu. Als der Herrzog es dann wieder verschlossen fand, wurde es ihm zu bunt, und er fragte einige-maßen ärgerlich: „Himmel, wer macht denn das Fenster immer wieder zu?“

Goethe trat vor und antwortete: „Durchlaucht haben zwar das Recht über Leben und Tod Ihrer Unterthanen, aber erst nach Spruch und Urteil des Gerichts!“

Selbst eine Wiste

In seinem Alter wurde Goethe von so vielen Fremden besucht, daß es eine Plage wurde. Er beschloß deshalb, die Besuche so kurz wie möglich zu gestalten.

Eines Tages kam wieder einmal ein Engländer. Die Engländer fürchtete er am meisten, sie griffen gierig jedes Wort auf, das er sagte, und gewöhnlich pflegten diese Unterhaltungen dann zu Goethes Verdruß in irgendeinem englischen Journal zu erscheinen. Er nahm sich also vor, so wenig und so belanglose Dinge wie irgend möglich zu äußern.

Der Engländer trat ein, Goethe wies schweigend auf das Sofa, und der Besucher setzte sich. Er erwartete, daß Goethe die Unterhaltung begünne, dieser schwieg aber andauernd, der Engländer griff er mit der Rechten nach dem Kragen des Anzuges, der immer noch ungeschlüssig neben dem Schlitten stand und setzte ihn mit Schwingen neben die Vielgratlerin. Während schon die Pferde angingen, hob er noch einmal das Haupt: „Gute Sonntagsruhe können Sie morgen noch essen!“ Den im hohen C trompeteten Protest der Wimmerin hörte er nicht mehr. Es war ihm auch gleich. Musik war an einem solchen Tage bonbon. Auch wollte er dem Regenschor zeigen, daß er mit seinem Gerausch im „Silbernen Schneid“ nicht recht gehabt hatte.

Zwischen den Häusern, in deren Mauern noch die schwarzen Türkenlilien steckten, am Schanzl vorbei, wo an Schöntagen die Fischweiber lärmten, segte der Schlitten zum roten Turm, tauchte durch das Tor in das hallende Dunkel unter der Stadtmauer, hob sich wieder ins Freie und polterte über die hölzerne Schlagbrücke des Donauarmes, auf dessen Uferhöfen am Sonntagstaat die Schiffer über ihren Flößen und Jollen standen, in die Vorstadt hinaus. Die Sonne blendete von den weißen Hängen der Weinberge, leuchtete von den gelben Mauern und grünen Jalousien der Häuser und glitzerte noch von den dunklen Forten des Wiener Waldes, über dessen noch fernem, leichtverschleierten Hügel und Bergen stahlblau und hoch der Himmel stand. Und weil der Regenschor seine Späße trieb — er wollte den Tag recht genießen, ehe ihn dann am Abend das Geleise seiner Alten empfing —, der Fahrtwind die Lungen füllte und rascher das Blut durch die Gassen jagte, wurde es ein frohliches Fahren.

Als die letzten Häuser von Lichtenthal hinter ihnen verließen, schien dem Rukdorfer Weinföhrer der Augenblick gekommen, der Demeiße Brand zu zeigen, was sein Marfall vermöge. Wieber schnalzte er mit der Zunge und strich mit der Rechten sanft um die Ohren der Pferde. Die Hände griffen aus, daß die Schneebroden von den Hüfen flogen und der glühende Schnee leise unter den Füßen zu singen begann. Auf der von Schneebäumen verengten Straße sprangen vor den wartenden Augen des Rukdorfers lachend oder fluchend die Menschen zur Seite, die aus den Kirchen kamen und den Wirtshäusern zustrebten. Der Schlitten brauste vorüber, daß sich im Luftzug die Schneelassen von den schwarzen Fesseln der Bäume lösten. Rukdorfer hatte wieder einmal recht: rascher fuhr auch die Kaiserin sechsstündig nicht.

Fern hinter dem Schlitten galoppierte ein Reiter.

und bewundern solche „Zufälle“ — wenn es überhaupt Zufälle im Leben gibt.

Der Streik um den Bart

In einem Wiener Kaffeehaus spielte sich dieser Tage ein seltsamer Streik um einen Bart ab. Beim Kartenspiel hatte der Besitzer eines wackelnden Bartes, ein früherer Czarenoffizier, seinen Mannesstolz auf dem Spiel gesetzt, während ein anderer Spieler im Falle des Verlustes 10000 Tschakmen zahlen sollte. Der Mann mit dem Bart hatte sich verpflichtet, falls er verlor, den Bart sofort an Ort und Stelle abnehmen zu lassen. Als das Glück nun dem früheren Offizier abhold war, ließ sein Gegenüber einen Barbier holen, der das Bartabnehmen sofort vornehmen sollte. Als der Barbier sah, wie die ersten Wunden seines Messers unter der undurchdringlichen Schere des Barbiers fielen, übermante ihn die Mut. Er erhob sich plötzlich und schrie auf den Spieler im Kartenspiel. Ein wilder Aufruhr entzünd, der es nötig machte, daß Polizei herbeigeholt wurde. Die Ruhe wurde wieder hergestellt, und nun sah man, daß der bärtige Mann die eine Hälfte seines Schminkes verloren hatte und so einen merkwürdigen Anblick gewährte. Jetzt unterwarf er sich willig der Schere.

Schleifens „Wandernder Berg“

Der Breite Berg bei Bredberg im Kreise Jauer macht wieder von sich reden. Am Schabbend brachen große Massen von Erde und Gestein ab, auch der Wald kam ins Stürzen. Die abfallenden Schichten drängen zur Wäntenden Reize.

Willkommener „Sechsprung“

Großes Glück hatte ein Rukdorfer aus Herzberg an der Elster. Er fuhr rubig mit seinem Rad, als plötzlich ein Rukdorfer Sechsprung und sich in den Speichen eines im Rad liegenden Fahrrades verfang. Die ledere Deute wog elf Pfund.

länder tat das gleiche. Nachdem etwa fünf Minuten vergangen waren, erhob sich Goethe schweigend, zum Zeichen, daß der Besuch beendet sei. Er führte den verblüfften Engländer hinaus, im Vorzimmer empfand er eine leichte Reue über seine Unerbittlichkeit, und um wenigstens etwas zu äußern, wies er auf eine Wiste und sagte: „Zu!“

„Zu!“ rief der Engländer wie erlöst, da er doch nun wenigstens die Stimme des Heros vernommen hatte, verneigte sich und ging.

Wachtag des Dichters

Goethes Lehrer in der Kunst des Radierens war der Maler Johann Michael Stod zu Leipzig. Die beiden waren befreundet und duzten sich. „Goethe“, sagte Stod eines Tages, „meine Tochter wachen heran, was meinst du, worin soll ich die Mädchen unterrichten lassen?“ „In nichts anderem als in der Wirtschaft“, erwiderte Goethe, der in diesen Dingen immer sehr praktisch dachte. „Daß sie gute Köchinnen werden, das wird für ihre künftigen Männer das Beste sein!“

Starbes Gesicht

Goethe pflegte an seinem Geburtstag Glückwünsche von allen möglichen unbekannten Verehrern zu erhalten, meist waren sie in Versen abgefaßt. Einmal bekam er ein Gratulationsgedicht, das alle anderen an Ueberbühnlichkeit bei weitem übertraf. Der Verfasser hob nicht nur die Leistungen des Goetheischen Genies in den Himmel, sondern er verglich den Dichter selbst geradezu mit dem lieben Gott und behauptete, daß ihm auch die Schöpferkraft Gottes zu eigen sei.

„Die anderen“, sagte Goethe lächelnd zu einem Freunde, „werfen mir nur Bonbons an den Kopf. Dieser hier schleudert gleich einen ganzen Zuderhut!“

Boshast

In Goethes „Epilog zum Effer“ stehen die bekannten Verse:

Der Mensch erfährt, er sei auch, wer er mag, Ein letztes Glück und einen letzten Tag.

Ein Schelm schrieb an den Rand die Verse aus Faust, zweiter Teil, vierter Akt:

Mephistopheles (ad spectatores): Da ist für mich nichts Neues zu erfahren, Das kenn ich schon seit hunderttausend Jahren.

Der Zeichner Carl Barth

Carl Barth, der in Saan geborene Maler, weilt seit in letzter Zeit mit den Trägern der jungen Düsseldorf Kunst, in deren Front er an bedeutender Stelle eingerückt ist, in dem Bestreben, das auf Reisen gewonnene Weltbild auch zeichnerisch auszuwerten. Publikt, von Becus, Mather und Barth begünstigt, sich nicht damit, die flüchtige Notiz in das Private des Meisters einzuschließen, ihr Studienmaterial besitzt vielmehr neben dem Reiz des Momentanen eine bleibende und gültige Bildwirkung. Sie haben dazu beigetragen, der Graphit als einer Art Kammerkunst das ihr zukommende Publikum im Ausstellungswesen unserer Tage zu erobern. Damit ist auch die Sammlertätigkeit der Liebhaber neu belebt worden.

Ein Blatt von Carl Barth, der jetzt mit Bleistift- und Federzeichnungen aus Italien im Kupferstichkabinett des Städtischen Museums (Eberfeld) die Zeichnung nach dem Süden wandern läßt, bedeutet in der Mappe des Sammlers eine wertvolle Orientierung, die ihm die Lage der Düsseldorf Kunst von heute schlagartig enthüllt. Zwar lassen die Zeichnungen, die nur und durchsichtig die Objekte zeichnerisch erfassen, die alte Tradition Düsseldorfischer Schule, wie sie etwa in dem Namen Achenbach sich verkörpert, in einer uns heute wieder beglückenden Festigkeit erkennen, doch ist ihnen jenseit von der Art modernen Lebens beigemischt, daß man sagen kann, die alten Motive werden immer neu entdeckt. Es liegt an der Schärfe des Blickes, an dem Durchströmen des Gegenstandes in bildmäßige Wirkung, an der aparten Auswahl und an der Summe der Seh-Erfahrungen, die das Erlebnis des Herzens korrigiert. All dies aber drängt sich dem gemächlich weiterstrebenden Kunstsammler mit wohlthätigem Zwang auf, wenn er den Zeichner aus dem Norden — Alter Hof, Xanten — über Defenzano, Sirmione, die Piazza d'Erbe in Verona, den hellen Wirtsgarten in Niesole, Siena, Rom nach Capua und Ariciant begleitet. Der Genus siegert sich in dem Maße, wie der Kunstsammler bemerkt, daß ihm die Augen für bisher unbeachtete Reize geöffnet werden — und sei es ein sizilianisches Gelschen.

Dr. Ludwig Lindner.

Das Nibelungenlied

eine faustische Elegie

oder ein deutsches Nationalepos?

In den „Kriegsvorträgen der Rheinischen Friedrich-Wilhelm-Universität“ (Darmstadt, Verlag der Universitätsbuchdruckerei Gebr. Schöner) erscheint soeben ein Vortrag des Bonner Germanisten Professor Dr. Hans Raumann mit dem Titel: „Das Nibelungenlied — eine faustische Elegie oder ein deutsches Nationalepos“, worin der durch seine geistreichen Deutungen deutscher Dichtung und Volkskunde berühmte Gelehrte, „schmerzlich bewegt und nur sehr zögernd“ — wie er selbst gesteht —, dem Nibelungenlied den Charakter als deutsches Nationalepos abgelesen. Prof. Raumann erklärt zusammenfassend: „Es ist sehr viel germanisches, deutsches Dichtungsart im Nibelungenlied, aber sein trostloses Ende in Brudermord, ein solches Uebermaß von tragischem Untergang unseres adeligen Blutes — kann das wirklich ein deutsches Nationalepos bilden? Kann und soll sich damit zugleich etwa auch die Geschichte des deutschen Volkes verknüpfen? Gerade das deutsche Volk hat sich doch gerade aus dem germanischen Untergang mit Hilfe der Kaiser- und Reichsidee. Aber von der Kaiser- und Reichsidee, die nicht wegzudenken ist aus der deutschen Geschichte, weil sie immer wieder zum zündenden Mittel der Wiederherstellung des Reiches wurde, ist in diesem Nibelungenlied keine Rede.“ Raumann endet aber mit dem Trost und der Zuversicht, daß „im Dritten Reich gewiß die erlösende Stunde schlagen wird; es besteht ja bereits in dem einzigen Manne und in der Geschichte seiner Erscheinung ein Nationalepos unaltester Struktur, dem verlorenen des Ersten Reiches verwandt, man braucht es nur in Verse zu gießen.“ H.

Der Kerkelmacher
von Jarosl Stepchan
Roman von Alfons v. Gribulka

Copyright by J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf., Stuttgart.

(20. Fortsetzung)

Als er eben gegen die Rotenturmstraße einbog, trat gerade der Regenschor Matthias Wimmer aus dem Dom, aus dem noch vereinzelte Kirchgänger kamen. Auch Matthias Wimmer war besser Laune. Eben hatte er erfahren, daß er übermorgen an Stelle des Ritters Glud, den der Leibarzt von Swieten ins Bett gesteckt hatte, im Beisein der Kaiserin die Messe anlässlich des Geburtstages der jüngsten Erzherzogin dirigieren sollte. Kein Wunder, daß er außer Rand und Band vor Seligkeit war. Den Dreißigjährigen in der Rechten, den Geigenkasten in der Linken haltend, stellte er sich mit ausgebreiteten Händen gerade vor seinem Hause dem klingenden Gefährt entgegen, um den Bräutigam sein Glück zu verkünden. Doch Johann Rukdorfer ließ ihn in verwandter Seelenstimmung gar nicht erst reden. Während er noch parierte, rief er schon: „Reißas, der Wimmer! Steigens nur ein! Musik können ma heut brauchen!“

Matthias Wimmer protestierte: „Ich kann doch nicht, Herr Rukdorfer. Meine Alte wartet doch mit dem Sonntagsbraten auf mich!“

„Den gibt's bei uns a. Zu an Sonntagsbraten hat's beim Johann Rukdorfer no allweil g'langt... Einsteigen, sag!“ Gnaden auszuweisen, liebt er. Und eine solche war doch wohl eine Einladung beim Rukdorfer Weinlöhr.

Wimmer wehrte sich. Da bemerkte Brand an einem der geöffneten Fenster des vierten Stockwerkes den neugierig heruntersiehenden Kopf der Wimmerin und grüßte. Sie hielt gerade Ausschau, ob ihr Eheherr nicht am Ende mit einem seiner hübschen Fieberwischen flanierte. Rukdorfer hob den Schüssel und brüllte zum Fenster hinauf, daß die Scheiben klirren wie Anno 1683, wenn von den Wällen die Grobflügel gegen die Türken donnerten: „Der Wimmer fährt mit uns nach Rukhof naus und wanns no soviel schimpfen!“

Dann griff er mit der Rechten nach dem Kragen des Anzuges, der immer noch ungeschlüssig neben dem Schlitten stand und setzte ihn mit Schwingen neben die Vielgratlerin. Während schon die Pferde angingen, hob er noch einmal das Haupt: „Gute Sonntagsruhe können Sie morgen noch essen!“ Den im hohen C trompeteten Protest der Wimmerin hörte er nicht mehr. Es war ihm auch gleich. Musik war an einem solchen Tage bonbon. Auch wollte er dem Regenschor zeigen, daß er mit seinem Gerausch im „Silbernen Schneid“ nicht recht gehabt hatte.

Zwischen den Häusern, in deren Mauern noch die schwarzen Türkenlilien steckten, am Schanzl vorbei, wo an Schöntagen die Fischweiber lärmten, segte der Schlitten zum roten Turm, tauchte durch das Tor in das hallende Dunkel unter der Stadtmauer, hob sich wieder ins Freie und polterte über die hölzerne Schlagbrücke des Donauarmes, auf dessen Uferhöfen am Sonntagstaat die Schiffer über ihren Flößen und Jollen standen, in die Vorstadt hinaus. Die Sonne blendete von den weißen Hängen der Weinberge, leuchtete von den gelben Mauern und grünen Jalousien der Häuser und glitzerte noch von den dunklen Forten des Wiener Waldes, über dessen noch fernem, leichtverschleierten Hügel und Bergen stahlblau und hoch der Himmel stand. Und weil der Regenschor seine Späße trieb — er wollte den Tag recht genießen, ehe ihn dann am Abend das Geleise seiner Alten empfing —, der Fahrtwind die Lungen füllte und rascher das Blut durch die Gassen jagte, wurde es ein frohliches Fahren.

Als die letzten Häuser von Lichtenthal hinter ihnen verließen, schien dem Rukdorfer Weinföhrer der Augenblick gekommen, der Demeiße Brand zu zeigen, was sein Marfall vermöge. Wieber schnalzte er mit der Zunge und strich mit der Rechten sanft um die Ohren der Pferde. Die Hände griffen aus, daß die Schneebroden von den Hüfen flogen und der glühende Schnee leise unter den Füßen zu singen begann. Auf der von Schneebäumen verengten Straße sprangen vor den wartenden Augen des Rukdorfers lachend oder fluchend die Menschen zur Seite, die aus den Kirchen kamen und den Wirtshäusern zustrebten. Der Schlitten brauste vorüber, daß sich im Luftzug die Schneelassen von den schwarzen Fesseln der Bäume lösten. Rukdorfer hatte wieder einmal recht: rascher fuhr auch die Kaiserin sechsstündig nicht.

Fern hinter dem Schlitten galoppierte ein Reiter.

Man war an der Donau. Hinter den noch weißverhängten Weiden drehten sich die Eisbollen im gurgelnden, wirbelnden Strom. Der Frühling war nahe. Lieber dem fernem Gebirge im Süden hob sich schon der heiße Atem des Frühstürmes. In dem braungelben Wasser zwischen den Schollen blühte da und dort schon die Bläue des Himmels.

Der Reiter kam näher. Sein weißer Mantel flammte in einer Wolke von Sonne und staubenden Schnee. Matthias Wimmer bemerkte ihn zuerst. Auch Elisabeth Brand sah sich um.

„Bird ein Kurier für die Armee sein“, meinte der Kerkelmacher.

Der Regenschor nickte: „Is leicht möglich. Es heißt ja, daß wieder marschiert wird...“

„Ja, und daß der König von Preußen diesmal gar bis nach Wien rücken will.“ Brand sagte es ernst.

Der Weinföhrer wandte den Kopf: „Mein Wein und meine Lebzellen laufen uns auch die Preußen ab.“ Geld war dem Rukdorfer die Hauptsache. Es war ihm gleich, wer es zahlte. „Sollten halt unsere Soldaten zeigen, was können! Wo zu hammers denn? Können uns eh g'nug Geld!“

So nahe war jetzt der Reiter, daß man schon den Galoppschlag und das Schäumen seines Pferdes vernahm. Rukdorfer blickte sich böse um. Der wollte wohl den Schlitten überholen? Wäre noch schöner, Bürgerleute bei ihrer Sonntagsfahrt zu stören! Er ließ die Reize knallen. Die Pferde legten die Ohren zurück. Der Schlitten wippte und ruckte durch die Biegungen der Straße, daß die Wiste leise aufschrie und Aloisius Brand zum Rukdorfer hinausrückte: „Rukdorfer, fahr nit so narrikt!“

Da sah sich die Wiste noch einmal um und barg befürt ihre Nase im Ruff. Ihr Gesicht wurde rot wie eine Rose aus dem schwarzen, goldverbrämten Dreißig des Reiters. Eben ließ Johann Rukdorfer die Gänge in Schritt fallen, weil von der Straße her der Reiter, tief eingeschnittenen Schluchwegs abwich, der vor den ersten Häusern von Rukdorf zu seinem Weinföhrer fuhr.

Auch der Reiter bog ein, trabte noch bis dicht an die Rückwand des Schlittens heran und fiel dann in Schritt. Mühsam kletterten die Gänge des Rukdorfers den verwehten Hohlweg hinauf. Dichtauf folgte der Reiter. Brand und die Wiste konnten den Atem des wippenden Pferdeschloßes auf Naden und Wangen verspüren.

Jetzt erst erkannte die Vielgratlerin den Schneemann vom Stephansplatz. Wo der wohl jetzt hin-

ritt? Wahrscheinlich machte der Hof eine Landpartie: die Frauenzimmer im Schlitten, die Kavaliere zu Pferd. Groß war auch das Komteß dabei! Daß sich die Leut gar nicht schämen! Erst friert er Lebzellen mit ihr und illuminiert mit einem ganzen Laden voll Kerzen und dann steht er auch noch die rote Nase an seinen Dreißig, als Kanal seiner Sünden! Katharina Vielgratlerin schoß gisterne Wiste.

Die Augen des Regenschors Matthias Wimmer gingen über der vereinten Wiste eine Weile prüfend zwischen Wiste und Reiter. Dann meinte er schmunzelnd: „Wir scheint's gar, die Wiste friert, weiß gar so rot is. Na ja, blauen hat's ja ordentlich. Narrikt g'nug g'fahren is er ja, der Rukdorfer... Geh, Wiste, tauschen wir'n Wag! Hinterm Bude vom Rukdorfer is baderbar.“ Er erhob sich, nahm die Elisabeth Brand vorsichtig um die Hüfte, schwang sie auf den Rücken neben die Vielgratlerin und ließ selber zum Brand. Dann lehnte er sich behaglich in die Ecke des Schlittens, drückte den Naden in das Rissen und blinzelte zur Pferdenase hinauf, die über ihm wippte und schauelte.

So zogen, indes unten aus dem manernarmierten Wien, aus den Vorstädten, über die vor der dunklen Rukdorf im Süden schon ein Ahnen des Frühlinges wehte, aus dem nahen Rukdorf und den Dörfern jenseits des Stromes schon das Mittagsläuten schwang, die Gänge des Rukdorfers langsam und dampfend den Hohlweg hinauf. Zwischen dem Regenschor und Aloisius Brand schlug der wippende Pferdeschloß den Takt zur Melodie im Herzen der Wiste. Wenigstens schien das dem Matthias Wimmer so. Und wenn das musikalische Hof auch vielleicht nur eine Ausgeburt seiner in Liebesdingen nicht kleinlichen Abart war, so hatte er betriebs der Melodie im Herzen der Wiste doch recht. Es war ja das erste Mal, daß sie den Freiherrn von Rabenau so lebhaft und zum Greifen nahe hatte, wie nicht einmal damals auf der Treppe der Kaiserin. Um so heftiger schlug ihr das Herz, als sie doch nicht den leisesten Seufzer tun durfte, sondern nur zwischen Wiste und Wiste vorsichtig ihre Augen blitzen lassen konnte. Zum Glück bemerkte das außer dem Regenschor nur der, dem es galt. Ein- gewiegt von der scharfen Luft und dem sanften Gleiten des Schlittens, schlummerte Aloisius Brand in seiner Ecke, und auch der hagere Schüssel der Vielgratlerin wadelte schlaftrunken an der Schulter der Wiste.

(Fortsetzung folgt.)

Vier Handelsschiffe mit 11 000 BRT. vor Lowestoft torpediert

Wer hat Flecht- bzw. Stüppel-
maschinen in gutem, betriebsfähig.
Zustand abzugeben? Gebot werden
3 Zthl. 35,- 36,- oder 40 Pfundige
Gänge Zthl. 80-100 mm maßl. m.
Auffahrtbed. Ang. B 574 Wm. 4532a

Tuchhändler Kontorist, die auch die Buchhaltung beherzigt, evtl. auch Alt. Herr. Isfort aeltest. Krieger, Friedrichstr. 32, am Rathaus. 1625
Bücherei mit guter Handschrift für Vermaeinung gesucht. Bewerbung mit Lebenslauf u. B 579 Wt. Warm.
Freiwandlung für Jun. Krüner Gew.
Morgenhilfe Marzarsenfir. 9
Khrst. sauber mal wöchentl. Frau Bindel.

enst. Wandbatt. gef.
 edert. Str. d. EA. 261
 für Hausbatt. gef.
 3. St. Tel. 359 48.
 Putzhilfe drei-
 er 3-4 Etund. gef.
 albnitz. 29. 3320

